

Anna Maria Ortese: „Der Hafen von Toledo“

Aufwachsen im Armenviertel

Von Rainer Moritz

13.05.2023

„Was Neapel angeht, so fühle ich mich heute vor allem angezogen von Anna Maria Ortese“, sagte Italiens Erfolgsautorin Elena Ferrante. Dabei ist Ortese nahezu unbekannt. Die erste deutsche Übersetzung ihres Monumentalromans sollte das ändern. Er erzählt vom Aufwachsen in der fiktiven, Neapel sehr ähnlichen Hafenstadt Toledo.

Eine literarische Laufbahn, die verwinkelter nicht hätte verlaufen können: Bereits Ende der 1930er-Jahre veröffentlichte die 1914 in Rom geborene Anna Maria Ortese ihre erste Erzählungen. Die Schulausbildung hatte sie abgebrochen und sich als Autodidaktin das Rüstzeug des Schreibens angeeignet. Zum topografischen Fixpunkt wurde ihr Neapel, in das sie nach vielen – durch den Beruf des Vaters bedingten – Stationen 1928 kam und das sie 1953 in ihrem (2020 auf Deutsch neu aufgelegten) Band „Neapel liegt nicht am Meer“ schonungslos porträtierte.

Die darin formulierte Kritik an der intellektuellen Elite Neapels machte sie lange Zeit zur Außenseiterin. Trotz markanter Erfolge – 1967 erhielt sie den Premio Strega für ein in ihren Augen minderwertiges Werk – blieb sie ein Geheimtipp, eine Autorin, die nur Eingeweihten ein Begriff war und es zudem niemandem leichtmachte. Das änderte sich erst in den letzten Jahren vor ihrem Tod 1998, als man Ortese endlich würdigte.

Jugend in der Hafenstadt

Als ihr Hauptwerk gilt der 1975 erschienene, später zweimal neu aufgelegte Roman „Der Hafen von Toledo“, der zu ihrer Verbitterung weder bei der Kritik noch beim Publikum Resonanz fand. Erstmals liegt dieser singuläre, mit allen Wassern der literarischen Moderne gewaschene Monumentalroman nun auf Deutsch vor.

Eine Ich-Erzählerin – mal Damasa, mal Dasa genannt – taucht hinab in ihre Jugendjahre, in die 1930er-Jahre. Sie wächst im Armenviertel einer Hafenstadt auf, die Neapel so ähnlich ist und doch Toledo heißt. Diese „Hispanisierung“, diese Verlagerung in eine fernab des Meeres liegende Stadt signalisiert deutlich, dass es Ortese nicht, wie sie es formulierte, um eine „wahre Geschichte“, um ihre „Autobiographie“ geht. Stattdessen zielt sie in ihrem komplexen

Anna Maria Ortese

„Der Hafen von Toledo.
Erinnerungen an ein unwirkliches Leben.“

Aus dem Italienischen von Marianne Schneider, mit einem Vorwort von Tiziano Gianotti

Friedenauer Presse, Berlin 2023

732 Seiten, 36 Euro

und komplizierten Roman, der den bezeichnenden Untertitel „Erinnerungen an ein unwirkliches Leben“ hat, darauf ab, die Essenz der Vergangenheit durch ein sprunghaftes Erzählen Stück für Stück herauszukristallisieren.

Verhängnisvolle Beziehung

Das junge Mädchen Dasa, das sich selbst am liebsten „Toledana“ nennt, erleidet den Verlust ihres drei Jahre älteren Bruders Rassa, der auf hoher See stirbt und irgendwo auf einer karibischen Insel begraben wird – ein Ereignis, das Dasas Mutter in eine nicht enden wollende Verzweiflung stürzt. Dasa verbringt ihre Zeit schreibend und lesend, verfasst „schulmäßige“ Prosa, „Ausdruckswerke“, und Lyrik, „rhythmische Kompositionen, die in das rückblickend Erzählte oft über mehrere Seiten eingebaut werden.

Bald finden sich Förderer, die Dasa erste Publikationen ermöglichen, und bald verliebt sie sich in den jungen Geschichtsprofessor Lemano – der Anfang einer verhängnisvollen Beziehung, die Dasa nie zur Ruhe kommen lässt. Über allem liegt in diesem Roman ein grauer Schleier existenzieller Einsamkeit, und allenthalben lauert die anfangs noch unbestimmte Gefahr eines Krieges, eines „Taifuns“, der die imaginäre Stadt Toledo, in der Arm und Reich durch eine scharfe Linie voneinander geschieden sind, zerstören wird.

Wirklichkeitserschaffung durch Kunst

„Der Hafen von Toledo“ ist ein Roman, der keine Kompromisse eingeht. Mal in der Ich-Form, mal in der dritten Person springt der Text zwischen seinen unterschiedlichen Erzählelementen hin und her, in einer gelegentlich kryptischen Sprache, die der Übersetzerin Marianne Schneider alles abverlangt. Orteses findet – auch im Rückgriff auf die Literaturgeschichte, etwa auf Paul Valérys berühmtes Gedicht „Cimetière marin“ – grandiose Bilder für die „andere Heimat“ der Vergangenheit und lässt das Seelenleben der Erzählerin zu einem Vexierbild werden.

Das mag vor allem im zweiten Teil von der Konstruktion her nicht immer überzeugen, und das mag mitunter in seinen fast hermetischen Abschweifungen eine (zu) große Lektüreherausforderung darstellen. Doch ganz unstrittig ist, dass dieser Roman, der mit den neorealistischen und veristischen Strömungen der italienischen Literatur gar nichts gemein hat, ein bewundernswert hohes Risiko eingeht und die Wirklichkeitserschaffung durch die Kunst ernst nimmt. Anna Maria Orteses „Toledo“ ist eine Stadt, die – endlich – einen festen Platz auf der literarischen Weltkarte bekommen sollte.